

und so deren Verwesung verhindert.

Damit habe ich zu leben gelernt. Es besänftigt mich, dass ich erst achtundzwanzig bin und keine Hunderte von Jahren auf dem Buckel habe.

Unter meinem Baumwollshirt und der Laufjacke schwitze ich inzwischen unerträglich. Das Shirt kann ich nicht ausziehen, ich trage darunter nur einen Sport-BH, aber die Jacke knote ich um meine Hüften.

Nichts brauche ich dringender als eine Dusche. Aber immer noch sitze ich da und zittere. Meine Knie klacken gegeneinander, meine Finger spreizen sich, fühlen sich steif an. Die Luft scheint mir auf einmal dünn wie hoch oben in den Bergen. In meinem Kopf blitzen grelle Farben auf und Bilder von Krallen, die sich nach mir recken. Mir ist schummrig. Konzentriert atme ich, reguliere den

Sauerstoffgehalt in meinem Blut.

Darin bin ich geübt.

Um mich herum ist es inzwischen laut geworden. Kinder spielen Fangen, werfen einander auf der Wiese bunte Bälle zu. Menschen führen ihre Hunde aus. Lachen und Plaudern. Vögel zwitschern in den Baumkronen.

Niemand beachtet mich. Trotzdem ist mir nicht wohl in meiner Haut. Verstohlen checke ich die Spazierwege, überprüfe die Grünflächen, vergewissere mich, dass man mir nicht hinter den Büschen oder Bäumen auflauert.

Irgendwann rapple ich mich von der Bank hoch und mache ein paar Dehnübungen.

Und wieder laufe ich.

Mein Weg nach Hause führt über Gehsteige, die von einer Reihe monumentaler

historistischer Gebäude gesäumt werden. Die parallel angelegten Straßen haben etwas Unendliches.

Die Luft ist schwer von Feuchtigkeit. Drückend hängt sie über der Stadt. Der Himmel spannt sich wie ein anthrazitfarbenes Tuch hinunter zum Meer. Im Golf von Triest verschmilzt er übergangslos mit dem Horizont.

Um diese Stunde klammert sich ein Auto an andere. Stoßzeit. Lärm. Hupen. Großstadtgeräusche. Menschen treiben an mir vorbei, vertieft in ihre eigene Welt. Müde und ausgelaugt, vielleicht nach einem anstrengenden Arbeitstag. Streift ein Blick mein Gesicht, wende ich mich ab. Ich versuche, unsichtbar zu bleiben. Lautlos leiere ich Mantras herunter. Sie lenken mich von düsteren Gedanken ab.

Was, durchfährt es mich, was, wenn das

Monster wirklich hinter mir her ist?

Wieder gellen die Schreie in meinen Ohren, wieder weint das Kind.

Es ist nicht mehr weit. Fast schon habe ich es geschafft. Gleich bin ich da.

Unser kleines Haus steht in einer belebten Straße, eingeklemt zwischen einem Werkzeugladen und einem Handyladen.

Ich erreiche den Eingang. Im Blumentopf auf der untersten Stufe ist die Erde trocken. Die gelbe Gießkanne steht leer daneben, und ein Stück Normalität kehrt zurück. Vor Erleichterung fange ich zu summen an.

Bevor ich die Wohnungstür aufstoße, drehe ich mich um.

Und starre in eine Fratze.

ANGELA

Die Wohnungstür fliegt auf. Laura stürmt herein. Die Sneakers schleudert sie in eine Ecke des Flurs. Ihr ist völlig egal, dass sich Erdbrocken über den frisch gefegten Boden verteilen. Ihre Laufjacke reißt sie sich von den Hüften und wirft sie auf die Ablage neben dem Spiegel. Der Reißverschluss scharrt über das Glas. Inzwischen kann ich fast jede ihrer Bewegungen ihren jeweiligen Emotionen zuordnen. Meine Tochter ist fahrig und aufgeregt. Hoffentlich ist nichts passiert.

Dann steht sie in der Küche.

Ihr Gesicht ist totenblass, übersät mit roten Stressflecken.

Masern, Röteln, Scharlach, das hatten wir